

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 26 (1923-1924)  
**Heft:** 17

**Artikel:** La Suisse une et diverse  
**Autor:** Meier, Walther  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748454>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## LA SUISSE UNE ET DIVERSE<sup>1)</sup>

Wenn ein Schriftsteller von vielseitigen Talenten, der in den verschiedensten Kulturgebieten geistig tätig und zuhause ist, eine Sammlung seiner in allerlei Zeitschriften verstreuten Aufsätze und seiner da und dort gelegentlich gehaltenen Reden veranstaltet, so kommt fast immer dabei etwas zustande, das sich von einem Büschel Separatabzüge kaum anders als äußerlich unterscheidet, also etwas „in Buchform“ aber kein wirkliches Buch. Entsteht aber auf diese Weise ein einträchtiges Buch, d. h. wird das, was verstreut als Zufälliges und Gelegentliches erscheint, gesammelt ohne weiteres zu einem Ganzen und Notwendigen, dann muss eine solche Leistung aus der organisatorischen Kraft einer starken und lebendigen Idee oder aus der Persönlichkeitsfülle eines künstlerischen Menschen ihren Ursprung nehmen. Wenn nun Gonzague de Reynold eine Sammlung seiner vielartigen Reden und Abhandlungen darbietet, so würde allein sein leidenschaftliches künstlerisches Temperament uns ein eindringliches und einheitliches Werk verbürgen, wieviel mehr, wenn diesem gar eine Idee zugrunde gelegt ist, in deren Dienst G. de Reynold seit Jahren seine schriftstellerische Existenz so sehr gesetzt hat, dass er mit unbestrittenem Recht seine Arbeiten als „états de service“ bezeichnen darf. Durch den an seiner hohen vaterländischen Idee mit so beharrlicher Leidenschaft und allem Scharfsinn geleisteten Dienst hat sich Gonzague de Reynold sicher eine höchst ehrenvolle Stelle in der von ihm selber so vorzüglich geschilderten Reihe unserer nationalen Erzieher verdient.

Sein jüngstes Werk, *La Suisse une et diverse*, eine wahre anthologia helvetica, darf fast als ein neues ABC-Buch des Schweizertums gelten. Die schöne und beherzigenswerte Forderung, die darin an einen im guten Sinne schweizerischen Schriftsteller nicht nur gestellt, sondern auch erfüllt wird, lautet: „Rendre à notre pays quelque fierté, lui redonner une haute idée de lui-même, lui rappeler en quoi consiste son originalité propre qui est son unique raison d'être, l'unique justification de son existence dans la société des peuples, le débarrasser des nuées et le ramener aux réalités de sa terre et de son histoire, tel est le devoir d'un écrivain suisse.“

Zu Johannes von Müllers Beispiel sich bekennd, will Gonzague de Reynold den Künstler im Historiker, den Moralisten im Gelehrten zum Worte bringen, um belehrend zu begeistern für die Idee, die in unserer vaterländischen Geschichte durch die Jahrhunderte hindurch Gestalt zu gewinnen trachtet. Das lebendige Innewerden der Kräfte, die in der Vergangenheit am Werke waren, sollen den Sinn für die Pflichten der Gegenwart öffnen und das Bewusstsein, Schweizer zu sein, zu einem Gefühl der Verantwortung erheben. Um aber eine wirkende Erkenntnis vom Werte und Umfang dieser bildenden Kräfte zu erreichen, fordert Gonzague de Reynold eine „Philosophie unserer nationalen Geschichte“ und bietet mit seinem Buche dazu gleichsam die notwendigen Prolegomena dar. Die Idee nun, deren vielfältige Manifestationen dabei im Raume und in der Zeit unserer Landesgeschichte nicht nur unermüdlich auf-

---

<sup>1)</sup> Gonzague de Reynold, *La Suisse une et diverse*. Verlag: Fragnière frères éditeurs, Fribourg 1923

gespürt werden, sondern deren Existenz auch mit allen gelehrten Argumenten und mit der Bilder- und Allegorienfülle einer meisterlichen Rhetorik verteidigt wird, ist die Idee der Einheit der Schweiz: „*unité dans la complexité, harmonie faite de dissonances, comme toutes les harmonies les plus profondes est les plus pathétiques.*“

Gonzague de Reynold, erfüllt von dem strengen Ordnungsbedürfnis des „lateinischen Geistes“, ist ein konstruktiver Denker männlichsten Geblütes. Dass er den von Amiel dem lateinischen Prinzip zugeschriebenen Gefahren: aus dem Individuum ein Mittel, eine Sache, das Instrument der Kirche oder des Staates zu machen, im ganzen zu entgehen versteht, verdankt er wohl nicht zuletzt der Beidlebigkeit seiner geistigen Natur im Elemente der französischen und deutschen Kultur. Klassischer Bildung und Tradition verschrieben bis ins Mark, Logiker und voll Spürsinn für jede Realität des Lebens, setzt er die ganze Leidenschaft seines Willens und seiner Liebe zur Heimat ein, um nach der klassizistischen Formel: — Einheit in der Mannigfaltigkeit, höchste Freiheit in der höchsten Verbundenheit —, den Bau eines helvetischen Lebens und Geistes zu konstruieren. Kein Zufall, wenn er denn auch mit Vorliebe seine Bildersprache aus der Sphäre der Baumeister holt, um so zum Beispiel allegorisch die Schweiz als eine Kathedrale aus dem harten Granite der Alpen und dem bildsamen Gestein des Mittellandes aufzubauen, deren feierliches Gewölbe zweiundzwanzig Kapellen überdeckt und in eines zusammenschließt. Wie prachtvoll aber auch ein solcher Bau vor unseren benommenen Augen aufgerichtet wird, so sehen wir Schweizer uns — ist das erste entzückte Staunen vorbei — doch wieder lieber nach Gottfried Kellers schlichterem Haus zum Schweizerdegen um und freuen uns der zweiundzwanzig Schilde, die dort vom Giebel weit zu Tale blitzen. Das ist ein Haus, welches diesem Leben dient und das mehr die werktäglichen Wege in sich aufnimmt, als die feiertäglichen in himmlische Höhen weist.

Man würde aber Gonzague de Reynolds hoher Idee einer geistigen helvetischen Unität ganz und gar nicht gerecht werden, wollte man, veranlasst durch unsere Ablehnung einer manchmal hervortretenden Tendenz zur Deifikation des Staates (besonders spürbar in der Rede über Jeanne d'Arc und Nikolaus von der Flüe) die Meinung fassen, es habe Gonzague de Reynold seinen Ideenbau nicht auf den sicheren Boden der Erde gegründet. Das Gegenteil ist wahr. Der Grund, aus dem das ganze Gedankengebilde emporwächst und Gestalt erlangt, ist der Heimatgrund, der mütterliche Boden des Landes, die Natur. In der Naturgestalt der Schweiz liegt vor aller politischen Unität, die ja immer nur wechselndes Gewand sein kann, von allem Anfang an die Einheit erzwingende, urtümliche Gewalt beschlossen. „*La nature semble avoir d'elle-même, au centre de l'Europe, là où les eaux, les races et les dieux se séparent, délimité un domaine pour une seule famille, une terre pour une seule nation.*“ Die prachtvollsten Seiten des Buches gelten der Verherrlichung der passiven Kräfte des heimatlichen Bodens, der Alpen, des Hügellandes und des Juras, welche ihre Menschen nach ihren Gesetzen formen. In Bildern schönster Frische und klarer Einfachheit, gleichsam mit den Augen Hodlers erschaut, mit einem Pathos, das nie die Genauigkeit der Sicht umwölkt, führt der Dichter

der *Cités et pays suisses* die eine und vielfältige Landschaft vor Augen. Nach den Landschaften der Menschenschlag! Aus dem zersplitterten, zerklüfteten und vielfältig durchfurchten Boden sehen wir die einheitlichen Tal-schaften entstehen, notgezwungen sich verbinden und so naturgemäß den Föderalismus, die politische Grundform der Schweiz erschaffen. So wird die Natur zur Einheit durch die Geschichte, durch die Instinkte, Bedürfnisse und Interessen der gleichen Existenzbedingungen. Aus den Notbünden der Tal-schaften gehen die Militärallianzen hervor, die schweizerische Armee und damit die Schweiz. Der Entwicklung der militärischen Institutionen hat Gonzague de Reynold eine ganz meisterliche Abhandlung gewidmet, deren Hauptaugen-merk auf das Werden der geistigen und moralischen Einheit der Armee gerichtet ist. Wiewohl hierbei durch die Anwendung der hohen Strenge thomistischer Leitsätze als Maßstäbe ein geistiges Niveau erreicht worden ist, zu dem wohl noch selten ein Militärschriftsteller gekommen ist, so werden doch auch hier wieder Zweifel laut ob der Vermischung geistlicher und weltlicher Dinge.

Das lebendigste und überzeugungskräftigste Argument für die Idee des geistigen Helvetismus hatte Gonzague de Reynold vor Jahren mit seiner mäch-tigen, zweibändigen *Histoire littéraire de la Suisse au XVIII<sup>e</sup> siècle* beigebracht, einem Werke, das trotz seiner ungeheuren Fülle gelehrter Tatsachen, wie eine persönliche Bekenntnisschrift erscheint. In jenem Buche ist die Realität des zumindest literarischen Helvetismus erwiesen worden. Dazu ist nun auch ein ganz vorzüglicher Abriss der Entwicklung der schweizerischen bildenden Kunst gekommen, gipfelnd in einer Charakteristik Hodlers, in welchem zum ersten Male die Synthese deutschen und französischen Geistes in vollendeter Gestalt zu Tage tritt. Universale Bedeutung erhält sodann der Helvetismus durch den Geist Rousseaus. Wie denn überhaupt — nach Gonzague de Reynold wenig-stens — die alemannischen Schweizer das harte Bauwerk der Nation auf-gerichtet, die welschen dafür es mit ihrem Geiste erfüllt haben, zugleich die schweizerische Idee universalisierend und sie zu einer Menschheitsidee er-hebend. Es ist nun in der Tat überaus reizvoll und überzeugend, in der ein-dringlichen Abhandlung: „J.-J. Rousseau et la Suisse“ die universale Aus-wirkung schweizerischen Geistes zu verfolgen. In einer fesselnden Fort-führung von Gaspard Vallette's *Rousseau Genevois*, wird gezeigt, dass Rousseaus Idealisierung der genferischen Konstitution, die ja aus der gleichen Idee wie die anderen schweizerischen Konstitutionen entsprungen war, zugleich eine Idealisierung der helvetischen Idee überhaupt ist. „Mais l'idée, suisse par excellence, qui hantait l'esprit de Rousseau, c'était l'idée fédérative: elle est exprimée dans le Contrat social, dans l'extrait du „Projet de paix perpétuelle“ . . . Jean-Jacques n'a fait que systématiser les revendications populaires, comme il a systématisé, universalisé les principes même des républiques helvétiques.“

So wird auch derjenige, der den Wert des „literarischen“ Helvetismus im achtzehnten Jahrhundert nicht eben hoch anschlägt, vor der großartigen Synthese welschen und deutschen Geistes, wie sie sich in unserem öffentlichen Rechte ausprägt, zur Anerkennung der schöpferischen Kräfte gezwungen, die der Vereinigung und dem engsten Zusammenwirken von deutscher mit welscher Art entströmen. Denn aus der Verschmelzung altgermanischer Rechts-

anschauungen, wie sie z. B. in der Einrichtung der Landsgemeinden zum Ausdruck kommen, mit der Theorie Rousseaus — ein Vorgang, der schon von Prof. Fleiner in seiner bekannten Antrittsrede über den Wandel der modernen Staatstheorien in der Schweiz aufgehellte wurde — ist nichts Geringeres hervorgegangen als der gegenwärtige schweizerische Staat, die reine Demokratie.

Der *Suisse une et diverse* Gonzague de Reynolds, die neben so viel Ausgezeichnetem noch einen kurzen Abriss der rätoromanischen und der welschen Literatur- und Geistesentwicklung enthält, ist eine weite Verbreitung innigst zu wünschen, nicht allein damit dieses Werk den verdienten Dank reicher Anerkennung auslöse, sondern damit es die hohe patriotische Idee, der es dient, zur höchsten Wirkung und Entfaltung bringen kann.

WALTHER MEIER



## DIE SCHWEIZ UND DIE SCHWEIZER<sup>1)</sup>

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Privatdozent an der Universität Bern, ist vor bald 25 Jahren aus Russland in die Schweiz eingewandert. Für das schweizerische Wesen, das ihm anfangs schroff und abstoßend erschien, empfindet er heute Liebe und Achtung. Er bedenkt uns denn auch mit viel, vielleicht zu viel Lob.

Lifschitz charakterisiert die Schweiz als eine Welt für sich und zwar eine sehr reichhaltige und mannigfaltige Welt. „Man darf wohl behaupten: die Schweiz und die Schweizer sind eine Kompliziertheit in der Einfachheit.“ Er habe hier vor allem gelernt: ruhig und sachlich die sozialen Erscheinungen zu beurteilen. Unter Hinweis auf den Ausgleich, den Zentralismus und Föderalismus gefunden haben, erklärt Lifschitz den Schweizer als einen geradezu hervorragenden Taktiker auf dem Gebiete der innern Politik. Das Schweizervolk sei in staatsbürgerlicher Beziehung das „Salz der Welt“.

Tiefen Eindruck macht dem Verfasser die schweizerische Einfachheit. „Der Schweizer ist nicht der Mann des äußeren Glanzes, er ist nicht der Mann der Aufdringlichkeit, um Eindruck zu machen. . . . Er ist nicht schüchtern, sondern bescheiden, rücksichtsvoll und einfach.“ „Die Einfachheit ist zugleich die Philosophie des Schweizertums, die Basis der gesunden und lebenskräftigen Lebensauffassung, das pulsierende Blut Helvetiens, die Luft, die alle Gaue des Landes der Freiheit durchweht.“ „Der Schweizer ist ein ausgesprochener Anhänger der Aufrichtigkeit, da er im Grunde ein sehr ehrlicher Charakter ist. Natürlichkeit und Aufrichtigkeit sind die großen Tugenden der Helvetier . . . Einen Fußtritt von oben zu erhalten und nach unten ihn weiter zu geben, — das kennt man in der Schweiz nicht.“ Wenn der Schweizer dem Ausländer grob erscheine, so liege der Fehler auf Seiten des Ausländers: „nicht grob ist der Schweizer, sondern falsch ist der Ausländer.“ Diese Stellen finden sich in einem Passus des Buches, den der Verfasser als einen Versuch „zur Philosophie der sog. bernischen Grobheit“ bezeichnet.

<sup>1)</sup> F. Lifschitz, *Die Schweiz und die Schweizer*, Eindrücke und Betrachtungen. Bern 1924, Eugen Roos, Verlag.